

Heimat und Identität



Wittheit zu Bremen (Hrsg.)

Heimat und Identität

Der Bremer Heimatpreis – Beiträge und Dokumentation

Jahrbuch der Wittheit zu Bremen 2018 – 2020

Edition Falkenberg

1. Auflage 2021

Herausgeber der Reihe: Wittheit zu Bremen

Redaktion: Hans Kloft

Das Copyright © liegt bei den Autoren und der Edition Falkenberg, Bremen

ISBN 978-3-95494-231-2

ISSN 0447-2624

www.edition-falkenberg.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder irgendein anderes Verfahren) ohne schriftliche Erlaubnis des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhalt

Andreas Bovenschulte

6 Zum Geleit

Gerold Wefer

8 Vorwort

Hans Kloft

16 Was ist Heimat?

Konrad Elmshäuser

34 Die Bremer Stadtmusikanten – zum Verhältnis von Herkunft, Heimat und Identität in einem Märchenstoff

Jörn Brinkhus

70 Der Bremer Roland – eine Symbolfigur bremischer Identität?

Lars U. Scholl

98 Bremerhaven – Drehscheibe zwischen alter und neuer Heimat

Hans Konrad Nettmann

120 Natur, Heimat, Forschung, Wandel

Michael Mike Weisser

132 »bremen:AN:sichten«

172 Der Heimatpreis der Wittheit zu Bremen

182 Die Autoren

Andreas Bovenschulte

Zum Geleit



Andreas Bovenschulte

Heimat und Identität, mit diesen beiden Größen können wir in Bremen und Bremerhaven sehr viel anfangen: Heimat, das sind beispielsweise die Sehenswürdigkeiten wie das Bremer Schnoor-Viertel, Rathaus & Roland oder die Deichpromenade in Bremerhaven. Heimat, das ist das Quartier vor der eigenen Haustür, der Fußballverein, der jährlich stattfindende »Freimarkt«. Und gleichzeitig ist im Heimat-Begriff immer auch eine Sehnsucht verankert: Die Sehnsucht nach Geborgenheit, Sicherheit, Glück und Frieden.

Auf der Suche nach dem persönlichen Glück und einer besseren Zukunft sind über Bremen und Bremerhaven zwischen 1830 und 1974 mehr als sieben Millionen Menschen aus dem alten Europa in die »Neue Welt« aufgebrochen. Einen sinnlichen und sehr sehenswerten Eindruck davon vermittelt das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven. Hoffnung und Verzweiflung, Skepsis und Zuversicht der Auswanderinnen und Auswanderer sind dort spürbar – das eröffnet die Chance, auf den Spuren der Vorfahren Migration zu verstehen.

Mittlerweile ist das Museum um das ebenso bedeutende wie mehr als aktuelle Thema der Einwanderung erweitert worden und fächert die Ursachen und Gründe für die Migration nach Deutschland auf. Erinnert sei hier an den Begriff der sogenannten Gastarbeiter, die als angeworbene Arbeitskräfte das Wirtschaftswunder in der jungen Bundesrepublik am Laufen halten sollten. Ein Teil dieser »Gastarbeiter« ist mit Familien und Nachkommen in unserem Land geblieben, hat hier eine neue Heimat gefunden. Viele von ihnen sind inzwischen deutsche Staatsbürger geworden.

Als Hafen- und Handelsstädte stehen Bremen und Bremerhaven zugleich für Heimatverbundenheit und Weltoffenheit. Durch die hohe Lebensqualität und die Möglichkeit zur persönlichen Entfaltung bietet unser Bundesland beste Voraussetzungen, um hier eine persönliche Heimat zu finden. Weltweit bekannte Botschafter dafür sind die »Bremer Stadtmusikanten« – das Märchen der Gebrüder Grimm als Mutmacher, sich eine neue und bessere Zukunft aufzubauen.

Weltoffenheit und Heimatverbundenheit sind Teil unserer bremischen Identität. Der neuen Publikation der Wittheit zu Bremen wünsche ich viel Erfolg.



Bürgermeister Dr. Andreas Bovenschulte
Präsident des Senats der Freien Hansestadt Bremen

Gerold Wefer

Vorwort

Die Wittheit ist im Namen und in der Sache ein Bremer Gewächs. Als »Wüydheit«, als ein Gremium weiser Männer, beriet sie im Mittelalter den amtierenden Rat der Stadt. Vor rund 80 Jahren übernahm die Bremer Wissenschaftliche Gesellschaft den Namen mit der Aufgabe, die wissenschaftlichen Aktivitäten der Hansestadt zu bündeln.

Für die Wittheit blieb das heimatliche Bremen der regionale Ausgangspunkt und der Adressat ihrer Vorträge, ihrer Publikationen und ihrer Tagungen. So ist es bis zum heutigen Tag.

Die im vorliegenden Band veröffentlichten Beiträge gehen auf zwei Veranstaltungen zurück: auf einen Festakt anlässlich des achtzigsten Geburtstages von Hans Kloft am 7. Juni 2019 und auf die Verleihung des Heimatpreises 2019 am 30. April im Staatsarchiv Bremen.

I

Im Aufsatz: »Was ist Heimat? Persönliche Erfahrungen und allgemeine Aussichten« geht Hans Kloft ausführlich auf den Begriff Heimat ein, auf Änderungen in den letzten 30 Jahren, auf das zunehmende Interesse an Heimat, das sich in Filmen, Fernsehsendungen und auch vielen neuen Publikationen ablesen lässt. In der Schilderung seines persönlichen Werdeganges geht er ein auf seine Erfahrungen bei der eigenen Sozialisierung und beim Heimisch-Werden in Bremen. Er stieß von rheinischer Weltoffenheit auf Bremer Bedächtigkeit. Dabei schufen hanseatische Geschichte und eine vielfältige Vereinskultur ein neues Heimatgefühl.

Hans Kloft ist seit 1995 Vorstandsmitglied und Vizepräsident der Wittheit zu Bremen. Bis zu seiner Emeritierung 2004 war er seit 1977 Professor für Geschichte – mit dem Schwerpunkt Alte Geschichte – an der Universität Bremen. In seinen Vorlesungen und Übungen hat er Generationen von Studierenden die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Antike, insbesondere der römischen Kaiserzeit, nahegebracht. Das universitäre Lehrangebot fand zunehmend das Interesse vieler Bürgerinnen und Bürger der Stadt. Fester Bestandteil des Lehrangebots der Universität Bremen im Seniorenstudium

sind seine Veranstaltungen über das römische Kaiserreich. Hans Kloft ist ein gefragter Vortragender der wissenschaftlichen Vereinigungen, nicht nur in Bremen, sondern in ganz Deutschland und im europäischen Ausland. Berühmt sind seine Vorträge über die Geschichte des Weins mit all seinen Facetten. Renommierte Weinfirmen, der Ratskeller und der Wein gelten bekanntlich als Bremer Spezialitäten.

Anlässlich eines festlichen Kolloquiums »Heimat und Identität« im Haus der Wissenschaft griff Konrad Elmshäuser in seinem Vortrag »Die Bremer Stadtmusikanten – zum Verhältnis von Herkunft, Heimat und Identität in einem Märchenstoff« ein zentrales Thema auf, das auch in einer Ausstellung in der Kunsthalle thematisiert wurde. Konrad Elmshäuser ist Historiker und Archivar sowie Leiter des Staatsarchivs Bremen. Er lehrt als Professor für Geschichte an der Universität bremische Landesgeschichte, mittelalterliche Quellenkunde und historische Hilfswissenschaften. Er ist ein kompetenter Ratgeber für alle Belange bremischer Geschichte und ihrer Dokumentation.

Im letzten Jahr feierte die Freie Hansestadt Bremen das 200. Jubiläum der Veröffentlichung des Märchens von den Bremer Stadtmusikanten durch die Brüder Grimm in der 2. Auflage der Kinder- und Hausmärchen mit Vorträgen, Ausstellungen und vielfältigen Publikationen. In seinem umfangreichen und ausführlichen Aufsatz verbindet Konrad Elmshäuser eindrucksvoll Fakten mit persönlichen Begegnungen. Ein Beispiel sind die Bekanntschaft der Familien Smidt und Grimm. Sie begegneten sich beim Wiener Kongress 1815; Johann Smidt als Vertreter der Freien Hansestadt Bremen und Jacob Grimm vertrat das Kurfürstentum Hessen.

Im Aufsatz von Jörn Brinkhus »Der Bremer Roland – eine Symbolfigur bremischer Identität?« wird u.a. auf die Frage eingegangen, warum Bremen die historische Figur des frühmittelalterlichen Markgrafen Roland auf dem Marktplatz aufstellt, obwohl er nie in Bremen war. Die Gründe lagen im konfliktreichen Verhältnis Bremens zur Kirche. Der Roland wird mit Freiheit verbunden, mit kommunalen Vorrechten wie Marktfreiheit oder Ausübung städtischer Gerichtsbarkeit. Zusammen mit den Stadtmusikanten

ist der Roland wichtig für Bremens regionale Identität, ein Qualitätsname, den sich Firmen für ihre Produkte zunutze machen (Rolandwerft, Roland-Schuhe usw.). Wie Jörn Brinkhus ausführlich beschreibt, ist diese regionale Identität jedoch mehrdeutig, unklar und veränderte sich ständig im Laufe der Jahrhunderte. Jörn Brinkhus arbeitet am Staatsarchiv Bremen und er betreut dort die Gebiete Wirtschaft, Arbeit, Häfen, Schifffahrt, Post und alliierte Besetzungsbehörden.

Mit dem Bremer Preis für Heimatforschung wurde 2019 Michael Weisser, Medienkünstler, Musikproduzent und Science-Fiction-Autor, für sein eingereichtes Projekt »bremen:AN:sichten« ausgezeichnet. Im Gutachten über seine Arbeiten heißt es:

»bremen:AN:sichten ist ein seit mehreren Jahren laufendes intermediales Vorhaben, in dem der Künstler hochwertige Fotografie, Tondokumente und klassische Textmedien zu webbasierten dynamischen Kollagen verbindet, die über QR-Codes jederzeit abrufbare Wissensspeicher zu Orten und Plätzen der Stadt führen. Weisser hat damit eine Parallelwelt zum öffentlichen Raum in Bremen geschaffen, die diesen nicht nur spiegelt, sondern ihn künstlerisch ›anreichert‹. Bremen und sein ›Spirit‹ werden damit als Heimatraum im World Wide Web verortet und sinnlich erfahrbar. Michael Weisser ist ein seit Jahrzehnten aktiver und überregional hoch angesehener Medienkünstler, dessen Expertise für intermediale Projekte, für zukunfts zugewandte Vorhaben und für innovative Ansätze außer Frage steht. Das Vorhaben ist ein sehr akademisches und medial ambitioniertes Projekt, das mit gewohnten Rezeptionen und Sehgewohnheiten – zumal zum Heimatraum – bricht.«

In seinem Aufsatz »bremen:AN:sichten Die Zukunft der Heimatforschung in der digital-vernetzten, intermedialen Gesellschaft« beschreibt Michael Weisser mit konkreten Angeboten eine neue Form der Archivierung und Inventarisierung von Kulturgut im Verbund mit einer Verarbeitung des Themas Heimat. In diesem Langzeitprojekt werden Ideen entworfen, wie Heimatforschung die neuen Möglichkeiten der digital-vernetzten Gesellschaft nutzen könnte.

II

Vor Gründung der Universität, vor Ausbau der Hochschulen und Einrichtung außeruniversitärer Forschungsinstitute seit Anfang der 1970er Jahre spielten wissenschaftliche Gesellschaften und Vereine eine große Rolle bei der Förderung von Forschung und Vermittlung wissenschaftlicher Ergebnisse. Besonders wichtig war dabei der 1864 gegründete Naturwissenschaftliche Verein (NWV) mit seinen Zeitschriften und vielen Arbeitskreisen. Auf die Geschichte des NWV und des Heimatpreises geht Hans Konrad Nettmann in seinem Aufsatz über »Natur, Heimat, Forschung, Wandel: Skizzen zu bremischen Entwicklungen, von einer Kröte gerahmt« ein. Exemplarisch beschreibt er die Ergebnisse einiger mit dem Heimatpreis ausgezeichneter naturwissenschaftlicher Arbeiten. Mehrere beschäftigen sich mit Veränderungen von Vegetation und Tierwelt durch menschliche Einflüsse. Am Beispiel der Kreuzkröte (Nils A. Büthe, Preisträger 2019, Artenschutz im Industriegebiet – Konflikt oder Chance? Am Beispiel der Kreuzkröte (*Bufo calamita*) im Güterverkehrszentrum Bremen) wird z. B. gezeigt, dass nach Verdrängung aus durch den Menschen intensiv genutzten Gebieten auch neue Siedlungsräume erschlossen werden. Hans Konrad Nettmann ist Biologe, lehrt als Dozent Zoologie, Herpetologie (Amphibien und Reptilien) und Biologische Vielfalt an der Universität Bremen. Mit Bremerhaven verbindet man sofort den Begriff Heimat. Im 19. und 20. Jahrhundert war Bremerhaven neben Hamburg der Ausgangshafen für Millionen von Menschen auf dem Weg in eine neue Heimat, nicht nur nach Nordamerika, sondern auch nach Australien oder Südamerika. Insgesamt 7,2 Millionen Menschen verließen über die Bremerhavener Häfen Deutschland. In seinem Aufsatz: »Bremerhaven – Drehscheibe zwischen alter und neuer Heimat« geht Lars U. Scholl auf die Geschichte Bremerhavens und viele Einzelschicksale ein. In der Öffentlichkeit wenig bekannt ist die Tatsache, dass nicht alle das große Glück gefunden haben, sondern dass einige gescheitert sind und den Rückweg nach Deutschland angetreten haben. Viele waren auch von Heimweh geplagt und hielten durch enge Kontakte zu Freunden oder Verwandten die Verbindung zur früheren Heimat aufrecht. Lars U. Scholl ist Geschichtswissenschaftler mit den Forschungsschwerpunkten Handelsschiffahrt, Schiffbau

und Marine im 19. und 20. Jahrhundert. Er war Geschäftsführender Direktor des Deutschen Schifffahrtsmuseums in Bremerhaven und Professor für Schifffahrtsgeschichte an der Universität Bremen.

Anhand realer Familiengeschichten können im Auswandererhaus in Bremerhaven 300 Jahre Migrationsgeschichte nachverfolgt werden. Das Auswandererhaus befindet sich an historischer Stätte am Neuen Hafen. Dort verließen über eine Million Bürger und Bürgerinnen ihre Heimat. Vor einigen Jahren wurde ein Erweiterungsbau eröffnet, der 300 Jahre Einwanderungsgeschichte nach Deutschland thematisiert.

III

Der Heimatpreis der Wittheit wurde 1999 zum ersten Mal vergeben. Als Vorgänger des Heimatpreises gilt der 1954 vom Senat der Freien Hansestadt anlässlich des 90-jährigen Bestehens des Naturwissenschaftlichen Vereins gestiftete »Senatspreis für naturwissenschaftliche Heimatforschung«. Der Preis wurde in den ersten Jahrzehnten mit großem Erfolg vergeben. In den 1970er Jahren wurde er mangels qualifizierter Einreichungen auf alle wissenschaftlichen Disziplinen erweitert. Anfang der 1990er Jahre ließ die Zahl der Bewerbungen nach, vielleicht begründet durch die veränderte Wissenschaftslandschaft mit dem Aufblühen der Universität und der Gründung vieler Forschungsinstitute. Der Bewerberkreis wurde für alle Disziplinen geöffnet und der Preis in »Bremer Preis für Heimatforschung« umbenannt mit folgender Widmung:

»Die Heimatforschung war von jeher eine Domäne engagierter Autodidakten, die sich mit großer Energie und teilweise erheblichem materiellen und zeitlichen Aufwand der Erforschung ihrer näheren Umgebung gewidmet haben. Um diese nichtprofessionelle wissenschaftliche Tätigkeit zu fördern und insbesondere interessierte Jugendliche zu intensiver Beschäftigung mit den vielfältigen Erscheinungsformen und Problemen ihrer Umwelt zu ermutigen, setzt der Senator für Bildung und Wissenschaft jährlich einen Betrag von DM 3.000 aus« (Text der Ausschreibung 1992).

Ende 1996 beschloss die damalige Senatorin für Bildung, Wissenschaft, Kunst und Sport, die Preisgelder nicht mehr zur Verfügung zu stellen. Es gab 1995 zwar acht Bewerbungen, das Preiskomitee sah sie jedoch nicht als preiswürdig an und vergab nur Anerkennungspreise. In der Kommission selbst war man uneinig, welche Ansprüche man an eine sogenannte Laienforschung stellen kann. Qualität auf der einen, Engagement und Begeisterung für ein Sachgebiet auf der anderen Seite: Beide Aspekte sollten berücksichtigt werden und fanden doch unterschiedliche Einschätzungen.

Auf Initiative des damaligen Vorsitzenden des Naturwissenschaftlichen Vereins (NWV) Heinrich Kuhbier verständigten sich mehrere Gesellschaften (neben dem NWV die Bremer Gesellschaft für Vorgeschichte, die Historische Gesellschaft Bremen, die Geographische Gesellschaft in Bremen, der Verein für Niedersächsisches Volkstum, der Verein Ökologiestation und die Aktionsgemeinschaft Bremer Schweiz) den »Bremer Preis für Heimatforschung« in eigener Regie und mit gemeinsamer Finanzierung zu vergeben. Der Preis wurde 1998 erstmals ausgeschrieben und neben Individual- und Gruppenarbeiten wurden auch Examens-, Diplom- und Magisterarbeiten berücksichtigt. Ausdrücklich erwünscht waren auch Arbeiten von einzelnen Schülern und Schülerinnen oder Gruppen- und Klassenarbeiten. Inzwischen erweiterte sich der Trägerkreis durch: Die MAUS/Gesellschaft für Familienforschung, den Freundeskreis der Antike, die Männer vom Morgenstern/Heimatbund an Elb- und Wesermündung und die Vereinigung für Bremische Kirchengeschichte. Sie alle beteiligen sich durch einen finanziellen Beitrag am Heimatpreis, der einem bzw. zwei Personen zugutekommt.

Die Erfahrungen bei der Bewertung der eingereichten Arbeiten haben gezeigt, dass viele Einsendungen ein hohes Niveau aufweisen und preiswürdig sind. Die Arbeiten sind getragen von einem großen Interesse an dem Forschungsobjekt und großem persönlichen und zeitlichen Engagement. Für die spezifischen Forschungsbereiche haben manche Autorinnen und Autoren sich als wahre Experten ausgewiesen und wertvolle Informationen zur Natur und Kultur der Bremer Region geliefert.

Viele der bisher ausgezeichneten Arbeiten beschäftigen sich mit dem Vorkommen von Pflanzen und Tieren in Bezug auf den Lebensraum und gehen den

zeitlichen Veränderungen nach. Aber viele ausgezeichnete Arbeiten beschäftigen sich auch mit dem Leben und den Leistungen von Persönlichkeiten aus Bremen und Bremerhaven wie Dietrich Samuel Kropp, Gerhard Rohlfs, Elise Müller, Elisabeth Forck oder Heinrich Lagerhausen. Mehrfach wurden auch Dokumentationen über Denkmäler und Bauwerke ausgezeichnet, z.B. über das Kolonialdenkmal, die Domkirche oder die Bremer Stadtmauer. Schülerpreise wurden vergeben für gelungene Ausstellungen, zum deutsch-türkischen Anwerbeabkommen oder zur Arbeit der Bremer Bombenentschärfer. In den letzten Jahren haben Arbeiten verstärkte Aufmerksamkeit gefunden, die sich mit der Stadt und der Region im weitesten Sinne beschäftigen. Noch in unserer Jugendzeit führte das Fach »Heimatkunde« in die unmittelbaren Wohn- und Lebensverhältnisse der Schülerinnen und Schüler, gleichsam vor Ort, ein. Mit dem Verschwinden des Faches ist die damit verbundene Aufgabe nicht überflüssig geworden.

Laienforschung ist ein Weg, die Bevölkerung an der Forschung zu beteiligen. Sie trägt dazu bei, das Verständnis für die Bedeutung von Forschungsergebnissen für die Gesellschaft zu fördern. Beispiele sind Klimaforschung mit Handlungsempfehlungen den Ausstoß von Klimagassen zu reduzieren, Empfehlungen zum Deichbau oder Anbau von mehr temperaturresistenten Pflanzen. In den angelsächsischen Ländern hat man für diese Aktivitäten die Bezeichnung »Civic Science« gefunden, welche die Kluft zwischen Wissenschaft und Bevölkerung zu überbrücken sucht.

IV

Als ich vor gut zwei Jahrzehnten zum ersten Mal mit dem Heimatpreis in Berührung kam, habe ich gestutzt und mich gefragt, ob Heimat die richtige Bezeichnung für diesen Preis ist und der Name nicht zu Missverständnissen und Missdeutungen führen kann. Nachdem ich mich mehr mit der Ausschreibung beschäftigt hatte, war mir schnell klar, dass Heimatpreis der richtige Name für diese Auszeichnung ist. Er bezieht sich auf die Region, auf die Erforschung des nordwestdeutschen Raumes. Dies ist klar in den Richtlinien für die Vergabe des Preises dokumentiert:

»Es können Arbeiten aus den Bereichen Geologie, Geographie und Meteorologie, Biologie, Naturschutz und Landschaftspflege, Archäologie, Denkmalpflege und Kunstgeschichte, Volkskunde sowie allen Bereichen der Geschichtswissenschaften ausgezeichnet werden, soweit sie ihren Forschungsgegenstand überwiegend im nordwestdeutschen Raum finden.« (Siehe Webseite der Wittheit zu Bremen) Der Begriff Heimat hat sich zudem in den letzten Jahrzehnten gewandelt. Wir haben seit dieser Legislaturperiode neben Landesministerien für Heimat auch ein Bundesministerium für Inneres, Bau und Heimat, geleitet von Horst Seehofer. Fast jeder versteht unter Heimat etwas anderes. Alle verbinden damit die persönliche Beziehung zu einer Region, meistens den Geburtsort. Wie Hans Kloft eindrucksvoll an seinem Werdegang zeigt, kann man aber auch Heimat neu entdecken oder sich erarbeiten. Ähnlich ist es sicher bei den vielen Einwanderern aus der Türkei oder aus den südlichen europäischen Ländern oder früher aus Polen und anderen osteuropäischen Ländern.

Einige Mitbürgerinnen und Mitbürger machen den Fehler, dass sie Heimat als Besitz ansehen und sie nicht mit anderen teilen wollen; gegen eine Zuwanderung von Fremden sind, vor allem wenn sie anders aussehen. Die Geschichte lehrt uns aber, dass Zuwanderung eine Bereicherung des täglichen Lebens bedeutet und zu Wohlstand führt, wie in den USA bei der Besiedlung aus aller Herren Länder oder in Deutschland bei der Entwicklung des Ruhrgebietes und beim »Wirtschaftswunder« nach dem Zweiten Weltkrieg. Auch die wissenschaftliche Exzellenz in Deutschland im 20. Jahrhundert (bis zum Zweiten Weltkrieg) hätte sich ohne eine weltoffene Gesellschaft mit internationaler Kooperation nicht entwickelt.

In den letzten Monaten hat Heimat in Deutschland und sicher auch in anderen Ländern durch die Corona-Krise eine neue Bedeutung und Wertschätzung erfahren. Durch Reise- und Kontaktbeschränkungen waren die Menschen gezwungen, sich auf ihre Region zu konzentrieren und ihre Heimat neu zu entdecken. Die Menschen haben nicht nur heimische Produkte und den heimischen Markt im Blick, sondern die Natur und Kultur in ihrer schönen wie in ihrer weniger schönen Seite. Heimweh und Fernweh in ein gutes Verhältnis zum Nutzen beider zu verbinden – dies ist eine Aufgabe, vor der wir heute und in Zukunft stehen.

Hans Kloft

Was ist Heimat?

Persönliche Erfahrungen und allgemeine Aussichten

Die Krähen schrei'n
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnei'n,
weh dem, der keine Heimat hat.

Friedrich Nietzsche, Abschied

Ich erlaube mir, an die Ausführungen Konrad Elmshäusers anzuknüpfen, nicht ohne einen herzlichen Dank für sein schönes Geburtstagsgeschenk, das in sinnreicher Weise Bremen, sein Arbeitsgebiet und meine dilettantischen Bemühungen um Heimatgeschichte verknüpft hat. Im Umkreis des von der Wittheit und diversen Vereinen vergebenen Heimatpreises war es immer wieder neu gefordert, auf den Begriff Heimat einzugehen. Begriff und Gegenstand waren vor 20 Jahren hoch umstritten, die damalige Wittheitspräsidentin Martina Rudloff konnte dem Begriff und der Sache nur wenig abgewinnen. Die Gemengelage schien unübersichtlich und unklar, die Gefahr lag nahe, ins rechtslastige, nationalistische Fahrwasser zu geraten.

Nun hat sich in den letzten 30 Jahren nicht nur die politische, sondern auch die kommunikative Situation in der Bundesrepublik nachhaltig verändert. Vieles hat sich durchaus zum Positiven gewandelt, wie auch die Begriffe Bürgertum, Bürgergesellschaft und bürgerlich sich wieder eines gewissen Ansehens erfreuen. Das war vor 40 Jahren, als ich an die Universität Bremen kam, durchaus anders, »bürgerlich« war verpönt. Auf »bürgerliche Wissenschaft« schauten die progressiven Kollegen verächtlich herunter. Als ich damals in einem Münchner Geschäft eine Jeanshose kaufen wollte und mein unglücklicher Corpus allen Jeansmaßen widerstand, sagte der Verkäufer mit einem ebenso überheblichen wie bedauernden Ton: »Dann müssen Sie sich eben eine bürgerliche Hose kaufen.«

Inzwischen hat das Bürgerliche, sieht man einmal von der Besitzergreifung durch die AfD ab, seinen Schrecken und seinen Abscheu ebenso verloren wie die Jeanshose ihr progressives Image. Und um Heimat, um Identität, um National- und Staatsbewusstsein, um Bürgerbewusstsein lässt sich allemal

trefflich streiten; muss man sich angesichts des gesellschaftlichen und kulturellen Wandels auch immer wieder neu vergewissern.

Das große allgemeine Interesse lässt sich an Filmen, an Fernsehsendungen und an vielen neueren Publikationen ablesen, wie etwa an der historischen Analyse von Jan Plamper (2019) oder an der einflussreichen soziologischen Studie des französischen Anthropologen Bruno Latour mit dem Titel »Das terrestrische Manifest« (2018). Nicht minder eindringlich die vielen aktuellen Artikel in den überregionalen Zeitungen, welche ein traditionelles Heimatverständnis, als den Ort nationaler Gemütlichkeit, neu justieren wollen. Dafür nur wenige Beispiele:

Dafür, dass »Heimat eine Zukunft haben kann, muss sie aus dem engen Korsett der Herkunft befreit werden«, plädiert die Präsidentin der Wissenschaftlichen Zentrums Berlin Jutta Allmendinger. Für ein Verständnis von Heimat als eine soziale Utopie wirbt Lothar Müller im Anschluss an Heinrich Heine und Ernst Bloch. Von einer Vernachlässigung der Provinz, dem Ausbluten der Dörfer und Landstriche warnt der Publizist Heribert Prantl. »Wer sich entheimatet fühlt, ist anfällig für Radikalisierung.« Der bekannte Regisseur Wim Wenders schreibt »Heimat ist ein Wort, das man gegen alle verteidigen muss, die damit Schindluder getrieben haben ... Heimat ist ein Menschenrecht.« Wenders denkt dabei an konkrete Landschaften wie die Uckermark, die ihre unverwechselbare Eigenart besitzen, an den Ort eines Heimatgefühls, das Fernweh nach großen Städten draußen in der Welt nicht ausschließt.

Für diese Verzahnung war die Fernsehreihe »Die Entdeckung der Heimat« des Rundfunks Berlin-Brandenburg ein gelungenes Beispiel. Sie wandelte auf den Spuren Theodor Fontanes (geb. 1819) und verband Landschaft und Geschichte der Mark Brandenburg mit der Metropole Berlin, wobei kritische Töne nicht ausgespart wurden.

All diese neuen Ansätze umkreisen das Phänomen Heimat, sie erzählen eher, als dass sie definieren. Es geht ihnen zu Recht in erster Linie um eine Nutz-anwendung für heute. Das Narrative prägt auch den schwierigen und schwammigen Begriff der Identität, der vielfach in einem Atemzug mit Heimat verwandt wird. Als Übereinstimmung einer Sache mit sich selbst, als personale und dingliche Kategorie, hat der Begriff eine große Ausweitung, ja Überdehnung erfahren und kann appellative Dimensionen annehmen wie etwa bei der umstrittenen Identitären Bewegung. Identität als Selbstgestaltung – das zielt auf die Person ebenso wie auf eine Gruppe, ein Gemeinwesen, einen Staat. Als theoretisches wie praktisches Konstrukt bildet sie eine Herausforderung für praktisch alle Humanwissenschaften, die in der Tat Wichtiges zur Erhellung beitragen können.

I

Wenn man über Heimat und Identität nachdenkt, tut man gut daran, die Dinge zu erden und konkret zu werden. Ich darf aus ersichtlichem Grund einige Sachverhalte und Gedanken vorbringen, die meine eigene Sozialisation und mein Heimisch-Werden in Bremen betreffen.

Wer im Rheinland groß geworden war, hat es im Norden Deutschlands nicht ganz leicht. In der Nähe Düsseldorfs geboren und dort auf ein altsprachliches Gymnasium gegangen, Student in Bonn und Köln, dort auch promoviert, in Aachen als Assistent tätig und habilitiert – so habe ich die rheinische Lebensform in all ihren Höhen und Tiefen mit der Muttermilch aufgesogen, eben auch die leichte, offene und integrative Kraft des Rheinlandes, wie sie in Carl Zuckmayers »Teufels General« trefflichen Ausdruck gefunden hat:

Der Rhein, das ist für General Harras, den geheimen Gegner nationalsozialistischer Ideologie, die »große Völkermühle Europas«. Hier sind der dunkelhäutige römische Legionär, der jüdische Gewürzhändler, der Graubündner Landsknecht, der schwedische Reiter, der Kosack aus dem Heer Napoleons, der französische Schauspieler und der böhmische Musikant und viele andere heimisch geworden. In dieser »Kelter Europas« hat sich ein offenes rheinisches Lebensgefühl ausgeprägt, das seine regionale Eigenart jenseits nationalistischer Propaganda, auch in schweren Zeiten, halbwegs bewahren konnte.

Dass Bremen und auch seine Universität sich meiner »Inklusion« gegenüber eher als widerständig und reserviert erwiesen, merkte man nicht auf den ersten Blick. Der aus Essen stammende Historiker Wilhelm Alf warnte zwar: »Herr Kollege, Sie müssen wissen, wir leben hier im Exil«; das schien freilich übertrieben, aber es gab diverse Hinweise, die in eine solche Richtung wiesen. Nur ein Beispiel will ich erwähnen: Als wir uns bei Handwerkern, welche die neu bezogene Wohnung in der Blankenburger Straße renovierten, mit einem Kaffee erkenntlich zeigen wollten, bemerkte einer: »Sie brauchen sich nicht bedanken, Sie müssen ja bezahlen.« Diese Einlassung war in der Tat befremdlich, sie schien das Mitmenschliche auf das Pekuniäre zu reduzieren. Wer sich freilich länger mit der Bremer Geschichte beschäftigt, wird feststellen: Das Soziale, das Mitmenschliche und Pekuniäre schließen sich in Bremen nicht aus. Sie haben in dieser Verbindung, vor allem im Stiftungswesen, viel Gutes bewirken können. Nur lag eine solche Verschränkung außerhalb des universitären Horizontes, und vieles, vor allem die sogenannten Bremensien, musste man erst langsam lernen und als regionale Rituale begreifen.

Die alte Hansestadt bewies dann aber auf verschiedene Weise, dass sie menschliche Substanz besaß: In Nachbarschaften, in Vereinen, in den schon genannten Stiftungen, die Freundschaften entstehen ließen. So entwickelten

sich Sympathien, die auch den Wohnort betrafen. Die Beschäftigung mit ihrer Vergangenheit, den Entwicklungen auf politischem, wirtschaftlichem, sozialem und besonders religiösem Gebiet bot so viele faszinierende Eindrücke, dass mit der Zeit eine Konversion, eine gewisse Identität, Anerkennung, ja sogar Stolz Platz griffen.

Für den Althistoriker gewann der Stadtstaat, die Polis, die im antiken Griechenland ihre Heimat hatte, eine konkrete Form und eine einmalige Anschaulichkeit, die in der Anerkennung des städtischen Zentrums als Weltkulturerbe internationale Würdigung erfahren hat. Wenn man nach der Identität der Hansestadt fragt, dann hat sie hier ihren Ursprung. Dass sich ein selbstbewusstes Bürgertum in seiner baulichen und topografischen Repräsentanz auszubilden begann, mit einer Stadtverfassung, die Teilhabe, Freiheit und Verantwortung für die Öffentlichkeit zu verbinden wusste: Diese Prägung umschreibt ein bremisches Erbe, das mehr als bisher von der Bevölkerung gelebt werden sollte und im zusammenwachsenden Europa durchaus Vorbildcharakter beanspruchen darf. Der Stadtstaat als höchste Entwicklungsstufe der »bürgerlichen Freiheit« – so könnte man mit György Konrád (1933–2019), dem geborenen Ungarn und großen europäischen Essayisten, sprechen, der genau wusste, was eine politische Freiheit wert ist.

Der Politologe Dolf Sternberger (1907–1989) und die einflussreiche Protagonistin einer politischen Philosophie Hannah Arendt (1906–1975) haben dem antiken Polistyp Bremen ihren hohen Respekt gezollt: der versunkenen Stadt, wie sie meinten, deren allmähliches Verschwinden von der historischen Bühne sie mit einer gewissen Traurigkeit erfüllte. Aber der Abgesang auf eine europäische Lebensform erscheint bei genauerer Nachprüfung doch verfrüht. Der Stadtstaat Bremen erweist sich als zählebig und bietet für seine Bürgerinnen und Bürger viel auf, damit die Menschen hier ihre Heimat und ihre Identität finden. Genau darauf zielte 2019 die neue Aktivität der Bremer Wirtschaftsförderung: zunächst einmal zu sammeln, was den Menschen im Zusammenhang mit ihrer Stadt wichtig ist.

Auf der Suche nach der Identität der Hansestadt, ihrer »DNA«, stieß die Wirtschaftsförderung bei ihrer Umfrage auf Weltoffenheit, auf die Lage am Fluss, auf die grüne Stadt, dazu auf den Fußballverein Werder. Wie weit aus diesen Antworten eine DNA abzuleiten ist, eine Marke Bremen entwickelt werden kann, sei dahingestellt. Aber erkennbar reicht die Identität der Stadt sehr viel weiter. Dabei wird man ohne ihre Verwurzelung in der Geschichte nicht auskommen.

Man muss nicht eigens betonen, dass den Bürgerinnen und Bürgern der Marktplatz, das römische Forum, mit Rathaus, Schütting, Roland und Dom ans Herz gewachsen ist.

1
Marktplatz (forum),
Rathaus (curia), Dom
und Liebfrauenkirche.
Bremer Vogelschau nach
Süden 1588/89
(Kupferstich von Hogen-
berg 1598, Ausschnitt)



Zum Weltkulturerbe gehört freilich auch der Dom als religiöser Antipode, besser als Ergänzung bürgerlicher Repräsentanz hinzu. Der Dom war nicht das Werk des Bischofs und des Klerus allein. Er blieb im Spätmittelalter über die Bauverwaltung (fabrica) und die Altäre der Bruderschaften und Zünfte mit der Bürgerschaft verzahnt. Auch die Hortung und Präsentation hochbedeutsamer Reliquien im Mittelalter, wie die der Ärzteheiligen Cosmas und Damian, fiel mit in die Zuständigkeit der Bürger.

Exemplarisch lässt sich dies am großen Bürgermeister Johann Hemeling (ca. 1358 – 1428) illustrieren, der politisches und religiöses Leben der Stadt erfolgreich zusammenführen konnte. Auch der Dom, gerade der Dom, in seiner spätmittelalterlichen Form, kannte bürgerliches Engagement in reichem Maße, sichtbar in Altären, in Heiligenfiguren, in frommen und caritativen Bruderschaftsaktivitäten: gleichsam das religiöse Gesicht des Stadtbürgertums, das sich mit der Reformation nachdrücklich wandelte und neue Formen annahm.

II

Zur Identität einer Stadt, das weiß der Historiker nur allzu gut, gehören freilich auch ihre Brüche, ihre entgangenen Möglichkeiten und ihr Versagen, die sie, wie eben auch die Menschen, geprägt haben. Man hat in jüngerer Vergangenheit die lichten wie die dunklen Seiten an Johann Smidt (1773 – 1857), dem großen Bürgermeister, durchdekliniert, den man nicht einfach dadurch »entsorgen« kann, dass man seine Statue aus dem Rathaus entfernt.

Wie bringt man seine unbestreitbaren Verdienste mit seinen Defiziten und Schwächen zusammen?

Ich muss gestehen, dass es gerade diese dunklen Seiten und das Scheitern von zunächst vielversprechenden Ansätzen ist, was mich als Historiker fasziniert und was eben auch zum Profil einer Stadt gehört. Scheitern ist ein komplexer Vorgang, dem nachzuspüren sich lohnt. Ich kann als Beispiele folgende, ganz unterschiedliche Phänomene nennen:

- Da ist zum einen der ehrgeizige Versuch des großen Erzbischofs Adalbert († 1072), der im 11. Jahrhundert von Bremen aus Reichspolitik zu betreiben und eine Landesherrschaft vergeblich aufzubauen versuchte und scheiterte.



2
Reliquienschrein der Heiligen Cosmas und Damian, um 1400; ursprünglich St. Petri Dom, Bremen; heute in St. Michael, München.
In der Mitte die beiden Ärzteheiligen, jeweils mit einem Salbgefäß

3
Bürgermeister Johann Smidt, Statue von Carl Steinhäuser (1846), 1860 Aufstellung im Bremer Rathaus

- Da sind die Hexenprozesse des 16. Jahrhunderts, die nach dem Kirchenhistoriker Ortwin Rudloff (1930–1993) in Bremen zwar mit großer Zurückhaltung geführt wurden, Prozesse, die aber vielfach auf Initiative des reformatorischen Ministeriums angestoßen wurden und durchaus schrecklich waren.
- Da gibt es einen so merkwürdigen Menschen und Poeten mit Namen Friedrich Wagenfeld (1810–1846), den Verfasser der Bremer Volkssagen, der in der deutschen wissenschaftlichen Welt des 19. Jahrhunderts mit einer bibliothekarischen Sensation, der Entdeckung eines frühphönizischen Autors mit Namen Sanchuniathon in einer portugiesischen Bibliothek Furore machte, ehe er als Fälscher entlarvt und vom feinen Bremer Bürgertum geschnitten wurde. »Wahrscheinlich führte er ein unstetes Leben, in dem der Alkohol eine Rolle spielte«, schrieb in gewohnter Zurückhaltung Herbert Schwarzwälder in seinem Bremen Lexikon.
- Da sind schließlich die schlimmen wirtschaftlichen Pleiten der jüngeren Zeit, die den Stadtstaat Bremen stark gebeutelt haben. Ich erinnere an den Zusammenbruch der Nordwolle 1931, an das Borgward-Debakel 1961, an den Konkurs des Schiffsimperiums von Niels Stolberg, deren Scheitern allesamt mit handelnden und verantwortlichen Persönlichkeiten verbunden war, ohne dass damit das ganze Desaster hinreichend erklärt wäre: ein Desaster, das weit über die Hansestadt hinaus reichte und dabei typische Schwächen und typische Überheblichkeiten in der Hansestadt sichtbar machte.

Warum also lege ich Wert auf diese eher dunklen Seiten der Stadtgeschichte? Sie zeigen Defizite auf und lassen sich aus einer Identität der Stadt nicht ausblenden,

4
Hexenfolterung einer
Delinquentin in den
Niederlanden, 1570
(nach einem Stich von
Jan Luyken, vor 1712)





ja sind in gewisser Weise charakteristisch. »Informationen über Missgeschicke sind ein Gemeinschaftsgut«, konnte man vor kurzem in der Süddeutschen Zeitung lesen (SZ 33, 2020, 14), »werden diese geteilt, gewinnt eine Gesellschaft als Ganzes«.

Identität, sowohl die individualistische wie die kollektive, erschöpft sich nicht in der Präsentation der »Schokoladenseite«. Als Gewissheit des Bei-sich-Seins, als Übereinstimmung der Person mit seiner Lebenswelt, stellt sie sich als ein Konglomerat, als ein Kompositum von diversen Traditionsträngen und Ereignissen dar, das in seiner Vielfalt und Widersprüchlichkeit angenommen oder verfehlt wird.

Daraus folgt ein weiteres: Niederlagen sind eine Herausforderung, die Scherben zusammenzukehren und neu anzufangen, Rahmenbedingungen und Grenzen zu erkennen. So können Neuanfänge Anzeichen von Vitalität des Einzelnen, der Gesellschaft, des Gemeinwesens insgesamt sein. Der große Historiker Arnold Toynbee (1889–1975) hat in »Challenge and Response«, im Reagieren auf Herausforderungen, ein historisches Bewegungsgesetz erkennen wollen, wonach sich die Geschichte und das Potenzial von Kulturen ermessen lässt.

5
Carl Friedrich Wilhelm
Borgward
(1890–1963)

6
Borgwards Meisterstück:
Arabella de Luxe von
1961

III

Toynbees Erkenntnis lässt sich auf konkrete und persönliche Fragen herunterbrechen.

Zu meiner Identität gehört die rheinische Herkunft ebenso wie diverse Verfehlungen, Niederlagen und Ungenügen, die, sieht man einmal von den persönlichen Dingen ab, auch das langjährige Wirken in der akademischen Selbstverwaltung betreffen. Nicht anders verhält es sich bei nationalen und kommunalen Identitäten. Auch sie sind ein *mixtum compositum*, kennen Schwächen, Defizite und Versagen. Damit gilt es produktiv umzugehen.



7
U-Boot-Bunker Valentin
(Bremen-Rekum)

Der Nationalsozialismus auf der nationalen, der regionalen und auch der persönlichen Ebene ist dafür ein beredtes Beispiel. Die Suche nach einer deutschen Identität wird am Nationalsozialismus und seinen Auswirkungen nicht vorbeigehen können, in Bremen bis hin zum Bunker Valentin, der deutsche Kriegspolitik gleichsam hautnah vor Augen führt.

Was unsere Hansestadt weiter angeht, so hat eine Analyse der Bremer Fürsorgepolitik von 1933 – 1945 gezeigt, wie tief die nationalsozialistische Ideologie städtische und kirchliche Institutionen vor Ort geprägt haben. Für die Mitarbeit an einem entsprechenden Museumprojekt hat 2019 eine Schülergruppe den Bremer Heimatpreis der Wittheit erhalten, dies in der Überzeugung, dass zur Heimat und zur Identität über die schönen Seiten und Fassaden hinaus, auch das Abgründige und die Auseinandersetzung gehört.

Generell erschließen sich Identität und Heimat nicht als statische Größen, nicht als DNA, was immer man darunter subsummieren mag. Sie formulieren eine Offerte, eine Bitte, eine Erwartung, die lokalen Gegebenheiten anzunehmen und sich anzueignen. Das ließe sich sehr schön an dem Diskurs zum Roland, zu den Bremer Stadtmusikanten (vgl. unten) und besonders an der öffentlichen Diskussion zu Werder Bremen zeigen, für den der Weser-Kurier über zwei Jahre eine eigene, unergiebige und eher trostlose Sparte vorgehalten hat. All dies sind im Hinblick auf Identität Angebote, die auch ein gehöriges Maß an Leidensfähigkeit einschließen können. Mein Werder – für die

eingefleischten Fans ist die Formel eine unumstößliche Gewissheit, für andere eher ein frommer oder gar abwegiger Wunsch – insgesamt eine Behauptung, der man sich, aus welchen Gründen auch immer, verweigern kann.

IV

Wir tun uns mit den Begriffen Identität und Heimat so schwer, weil vieles ins Rutschen gekommen ist; und damit ist nicht nur die weltweite Migration mit ihren unübersehbaren Folgen gemeint. Es gibt, so hat es der Philosoph Bruno Latour in der ZEIT (Nr. 12, 2019, 41) ausgeführt, ein Verlustgefühl auch der Einheimischen, die den Boden, die Stadt, die Arbeitsformen, das Klima, in denen sie sich bewegen, als fremd erleben, ein Heimweh erzeugend, ohne ausgewandert zu sein. Hier stellt sich also eine doppelte, auch eine doppelt schwere Aufgabe. Zum einen bedarf es eines neuen, bewussten Zugangs zu überkommenen Traditionen, sozusagen eine Neumöblierung der Behausung, in der wir groß geworden sind.

»Was du ererbst von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen.« Wie haben wir auf der Schule unter diesem Motto gelitten, das als Thema eines Besinnungsaufatzes seinen ganzen Schrecken entfalten konnte. Aber die Maxime Goethes ist ja doch nach wie vor bedenkenswert: Das Erbe nicht als selbstverständlich anzunehmen, sondern das Vorgefundene zu gestalten, zu modellieren, damit es *d e i n* Erwerb, *d e i n* Eigentum werden kann. Wir denken an unsere Wohnung, an unsere Beschäftigung, an Freizeit, an unseren Stadtteil, an die Stadt mit ihren Straßen, Plätzen, den öffentlichen Gebäuden, den Kirchen, den Fluss und die Häfen. Vielleicht müssen sie uns erst einmal fremd werden, damit man sie neu sehen und als Heimat gewinnen kann. Man darf sich in diesem Zusammenhang ebenso an den schönen Bremer



8

August Kühne-Haus
in Bremen, Architekt
Max Dudler

Baudenkmälern erfreuen wie an die architektonischen Sünden des modernen Städtebaus denken, an die »Verkistung« (Harro Rautenberg) unserer Städte, die zu Unwirtlichkeit, zu Entfremdung der Bürger beitragen.

Ernst Bloch hat einmal die Architektur als »Produktionsversuch menschlicher Heimat« bezeichnet. Es ist gut, dass wir in Bremen eine Denkmalpflege haben, die angesichts schlimmer Entgleisungen ihre Stimme erhebt und die Aufgaben gelungener Architektur ins allgemeine Bewusstsein hebt.

V

Wie kann Heimat für Immigranten gelingen, für eine in Quantität und Qualität ganz unterschiedlich große Schar von Flüchtlingen, deren Anschlussmöglichkeiten in Sprache, Kultur und Religion vielfach begrenzt sind? Man ist sich

weitgehend einig, dass in der Einwanderung eine enorme, kaum zu lösende Herausforderung auf allen Gebieten besteht, ein universal-historischer Vorgang, der in seinen Dimensionen vielleicht nur mit der großen Völkerwanderung am Ende der Antike zu vergleichen ist. Über die immense politische, soziale und wirtschaftliche Aufgabe, die vor der heutigen Gesellschaft liegt, ist in unserem Kontext nicht zu reden. Ich will nur zwei Gesichtspunkte erwähnen, die den aktuellen mit dem historischen Zugang verbinden und nach den Chancen von Heimisch-Werden fragen.

Die erhoffte Identität, das Heimisch-Werden kann nur dann gelingen, wenn Heimat für Ankömmlinge nicht eindimensional verstanden wird, sondern als ein *mixtum compositum*, als ein »Zusammengesetztes«, wie wir oben gesagt



9

Der Historiker
Heinrich von Treitschke
(1834 – 1896)

haben, als Verbindung und mögliche Versöhnung von überkommenen Traditionen mit neuen Anforderungen in neuer Umgebung.

Auch hier hilft ein Blick in geschichtliche Integrationsprozesse, nehmen wir die Wolga-Deutschen, die Siebenbürger Sachsen, die französischen Hugenotten, die polnischen Arbeiter im Ruhrgebiet, vor allem die Einwanderung der jüdischen Bevölkerung aus Ost- und Mitteleuropa in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie alle hatten einen kulturellen Spagat zu bewältigen, der nicht einfach war.



10
Marktplatz, Rathaus
und Nordturm des Domes,
um 1850

Der einflussreiche Historiker Heinrich von Treitschke, einer der Väter des modernen Antisemitismus, hatte in einem Aufsatz »Unsere Aussichten« im Jahre 1879 gewarnt:

»Über unsere Ostgrenze aber dringt Jahr für Jahr aus der unerschöpflichen polnischen Wiege eine Schaar strebsamer, Hosen verkaufender Jünglinge herein, deren Kinder und Kindeskinder dereinst Deutschlands Börsen und Zeitungen beherrschen sollen; die Einwanderung wächst zusehends, und immer ernster wird die Frage, wie wir dies fremde Volksthum mit dem unsrigen verschmelzen können.«

Die Argumentation könnte von heute sein. Dabei lässt sich die verächtliche Kennzeichnung des Hosenverkaufens, womit der jüdische Produktenhandel gemeint ist, durchaus positiv wenden, wenn man ihn zusammen sieht mit den theoretischen Überlegungen des schon erwähnten Anthropologen Bruno Latour. Er hatte als Kriterium eines neuen Heimatbewusstseins das Territorium in seiner umfassenden Gestalt in den Mittelpunkt gestellt:

»Mein Territorium, das ist die Gesamtheit aller Wesen, der menschlichen, wie der nichtmenschlichen, so entlegen und heterogen sie auch seien, die es mir erlauben, dauerhaft meinen Lebensunterhalt zu sichern. Umgekehrt bin ich ohne Territorium, ohne Boden, ohne Heimat, wenn ich diese Lebensgrundlagen verliere, auch wenn ich noch über sie verfüge, sie mir aber nicht mehr vergegenwärtigen kann.«

Latour verbindet zwei elementare Bedingungen des Sesshaft-Werdens: Die Chance des Lebensunterhaltes, was unmittelbar einleuchtet, und die

Beschaffenheit des Terroir, des Raumes in seiner ganzen, natürlichen und kulturellen Fülle. Wir haben in letzter Zeit lernen müssen, dass ohne gesundes Klima und ohne Bewahrung der Diversität, der biologischen Vielfalt, das Territorium als menschliche Behausung nicht überleben kann. Heimatschutz und Heimatministerium besitzen in diesem Sinn ihre vornehmste Aufgabe. Und: Latour spricht von Vergegenwärtigung – das meint einen intellektuellen, wie mentalen Prozess der Aneignung, ohne den Heimat nicht entstehen kann.

VI

Ich habe in Erweiterung des Ansatzes Bruno Latours vom Raum gesprochen, von einer umgrenzten, umhegten Lokalität, wie sie Hannah Arendt als Voraussetzung für die Ausbildung der freiheitlichen Demokratie im alten Griechenland verstanden hat. Für sie war die Agora, das Forum, der Marktplatz der zentrale Freiheitsraum der Polis, Ort des Diskurses, des politischen Handelns wie des wirtschaftlichen Austausches.

Aber dieser Raum, wenn man einmal vom Kosmos absieht, benötigt auch im Zeitalter der Globalisierung Grenzen. »Zugehörigkeit braucht Grenzen«, so hat es kürzlich der amerikanische Historiker Mark Lilla (*1956) formuliert: Erst im umgrenzten Raum könne sich Solidarität ausbilden, eine Erkenntnis, die sowohl für die Stadt wie für die Nationalstaaten gelte, will man eine republikanische Form wahren.

Dieses Postulat besitzt, was das Angebot von Identität, von Heimisch-Werden angeht, Konsequenzen, in quantitativer wie in qualitativer Hinsicht. Bei allem Lamento darüber, was die deutschen Aktivitäten bei der Aufgabe der Integration noch zu leisten haben, darf man nicht unterschlagen, was denn alles schon angepackt und geschaffen wurde. Eine ehrliche Bilanz muss viele Aspekte berücksichtigen. Auch an diesem Punkte will ich die aktuelle politische Diskussion und Aufarbeitung verlassen und auf die Heimatgeschichte zurückgreifen.

VII

In Bremen hatte sich im 17. Jahrhundert ein Sprichwort herausgebildet, das relativ schnell verbreitet, gewandelt und neu interpretiert wurde. Ein Wappenstein, gefunden am Herdentor, trägt die Inschrift:



Bremen wes ghedechtich
 Late neict mer in,
 Du beist ohrer mechtich.
 Anno Domini 1562

11
 Wappenstein vom
 Herdentor

Der Rektor des Gymnasium Illustre Johannes Esychius (1557 – 1602) fügte eine kunstvolle, lateinische Übersetzung hinzu:

Brema ut sis hospes sis hospite fortior hospes,
 ein Hexameter, den Hermann Tardel (1869 – 1951) folgendermaßen übersetzte: »Bremen, sei, damit du glücklich seist, als Gastfreund stärker denn der Gast.« Tardel, der bekannte Volkskundler, hat in seinem Buch »Bremen im Sprichwort, Reim und Volkslied« (1947) viele Zitate des urbremischen Spruches gesammelt und Ansätze zu seiner Deutung geliefert (42 – 46).

Die Mahnung, nur das in die Stadt zu lassen, was man auch beherrschen, worüber man Herr bleiben kann, war offensichtlich im Zuge der religiösen Auseinandersetzung zwischen Reformierten und Lutheranern entstanden. Sie stellt wohl konkret eine Warnung dar, nur eine beschränkte Anzahl von lutherischen Senatsangehörigen wiederaufzunehmen, welche die calvinistische Mehrheit verkraften könne. Der religiöse Kontext ist dann verblasst, der Satz zu einer allgemeinen Maxime geworden, zu einem Ausdruck Bremers Mentalität. Er wurde vielfach den Zeitverhältnissen angepasst, wofür Hermann Tardel Beispiele bringt.

Als im Zuge der Französischen Revolution die Réfugés auch in die Hansestadt kamen, fühlte sich der Senator Arnold Gerhard Deneken (1759 – 1836) bemüßigt, unter der Maxime »Bremen sey bedächtig« das Problem zu erörtern, ob der Zustrom französischer Emigranten mit ihren anderen politischen Anschauungen nicht den »soliden altbremischen Geist« (Tardel 45) untergraben könne.

In den schwierigen Jahren nach dem Ersten Weltkrieg empfahlen die Bremer Nachrichten den Bürgern: »Bremen wes gedächtig, wähl nicht mehr Sozis als du bis mächtig« (BN 7.12.1920, Tardel 46). Daran hat sich Bremen bekanntlich bis auf den heutigen Tag nicht gehalten, was vielleicht kein Schaden war.

Freilich ließ sich der Spruch auch umkehren: »Bremen, du Weserstadt: Wes bloß nicht gedächtig: Lat in, wat du kannst, dann warst du mechtig«; so hieß es in einem Theaterstück »1000 Jahre Bremen« von 1922, in dem einer dynamischen Handelspolitik und einer offenen Gesellschaft das Wort geredet wurde (Tardel 46). Eine mutige Öffnung der Hansestadt – das schien nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg und in den frühen Jahren der Weimarer Republik vielen Zeitgenossen ein Gebot der Stunde.

Aber Warnungen blieben nicht aus. Im Vorwort zu den zuerst 1933 veröffentlichten »Geschichten aus einer alten Hansestadt« beschwore Anton Kippenberg (1874–1950), der Verleger des renommierten Insel Verlages und (ab 1936) Präsident der Goethe Gesellschaft, das alte Memento »Wes gedächtig«. Die alte Hansestadt solle, in kluger Abwägung ihrer Kräfte, ihre Eigenart bewahren, wohl wissend, dass die Spannung zwischen Weltoffenheit und Beschränktheit die Stadt schon immer geprägt habe (Kippenberg, 1942, 33ff). Die Frage, die den großen Literaten und bremischen Patrioten Kippenberg umtrieb, ist unverändert aktuell.

VIII

Wie lassen sich Einwanderung und kommunale Substanz, wie Innovation und bremische Tradition verbinden? Schaut man in die Geschichte, dann sind die Probleme nicht neu, aber neue Antworten müssen auf neue Anforderungen gefunden werden.

Ich komme damit zum Ende und zu einer persönlichen Schlussüberlegung, die das bisherige Gesagte zusammenfasst. Wer die Bremer Geschichte kritisch prüft, wird feststellen, dass um Fragen der Einwanderung, der Abschottung, der Integration des »Fremden«, auf welchem Gebiet es sich auch immer zeigte, gerade in Krisenzeiten kontrovers gestritten wurde. Den Streit, die Auseinandersetzung um tragbare Entscheidungen, darf man durchaus positiv werten. Ich will mit Nachdruck unterstreichen, dass Krisen, Scheitern und schmerzliches Versagen zur Geschichte des Individuums wie der Stadt und ihrer Identität zählten und zählen. Aber aus Niederlagen und Krisen wieder hinauszufinden, kann ebenso identitätsstiftend wirken. Die Tatsache, dass in meiner Person rheinische Weltoffenheit auf Bremer Bedächtigkeit, auf hanseatische Geschichte und eine vielfältige Vereinskultur traf, hat einem neuen Heimatgefühl den Weg bereitet. Immer wieder faszinierend für den



12
Gräber türkischer
Mitbürger auf dem Oster-
holzer Friedhof in Bremen

Althistoriker war und ist der Charakter des Stadtstaates, der Polis, wo Freiheit und Mitbestimmung in einer überschaubaren und menschengemäßen Form ihr Zuhause haben.

Es gibt andere, ermutigende Beispiele: Straßen- und Stadtteilfeste, Versuche, Neuankömmlinge mit deren Kulturgewohnheiten aufzunehmen. Wer den schönen Osterholzer Friedhof besucht, wird mit Erstaunen die vielen gepflegten Grabstätten vornehmlich türkischer Muslime wahrnehmen und sich über die regelmäßigen Besuche auch der jungen Generation wundern, ja freuen. Sie pflegen die Gräber ihrer Angehörigen ähnlich liebevoll wie die einheimische Bevölkerung. Auch dieser Brauch ist ein ermutigendes und nachdenkenswertes Zeichen, heimisch zu werden, Fuß zu fassen in einer fremden Umgebung. Was ist Heimat, wie kann Heimat gelingen? Es lohnt sich, diesen Prozess immer wieder neu zu bedenken und Mut zu machen. Die Bremer Vereine und mit ihnen die Wittheit haben diese Ermunterung auf ihre Fahnen geschrieben. Heimat bedeutet ein Angebot, sich auch in dieser Form und über individuelle Interessen auf den Wohnort Bremen einzulassen. Das gilt im gleichen, vielleicht auch in einem höheren Maß für die Kirchen mit ihren vielfältigen Aktivitäten und für die Sportvereine, die gerade junge Menschen vor Ort zu binden verstehen.

Das Bedürfnis, einem zunehmend individualistischen Lebensstil etwas Solides und Notwendiges entgegenzusetzen, ist auf vielen Ebenen, theoretisch wie praktisch, spürbar. Die Fachwissenschaften und die Medien werden flankiert von »mezzo-populären« Büchern, wie die des Fernsehkommentators Ulrich Wickert oder des bayerischen Kabarettisten Ottfried Fischer, der seiner Publikation den Titel gegeben hat: »Heimat ist da, wo dir die Todesanzeigen etwas

sagen« (Berlin 2019). In solche Bekanntheit muss man wahrscheinlich erst hineinwachsen, wenn man von außen kommt.

Heimat und Suche nach Identität bleiben auch in Zukunft unverzichtbare, regulative Ideen. Der Historiker Jens Jäger (*1965) hat dies kürzlich auf folgende Formel gebracht:

»Offenbar bildet Heimat einen Kristallisierungspunkt von Identitätsprozessen, die angesichts der Modernisierung, Krisen und Globalisierung, eine stabile Verortung des Individuums in einer komplexen und dennoch als überschaubar gedachten, soziokulturellen und räumlichen Konstellation anbieten und bis heute anbieten.«

Bei allem gesellschaftlichen Wandel eine stabile Verortung – dazu bietet unsere schöne Hansestadt eine vielfältige Einladung. Es kommt darauf an, attraktive Einladungen auszusprechen, es kommt andererseits auf die Bereitschaft an, Einladungen anzunehmen.

Nachbemerkung: Den Ausführungen liegt mein Vortrag zugrunde, den ich auf dem Historischen Kolloquium der Witheit zu Ehren meines 80. Geburtstages am 7. Juni 2019 im Haus der Wissenschaft gehalten habe. Er folgte dem Beitrag von Konrad Elmshäuser zu den Bremer Stadtmusikanten (vgl. S. 34). Für den Druck sind die Ausführungen erweitert, aktualisiert und mit einer Bibliografie versehen worden.

Bibliografische Hinweise

Die Literatur zu Heimat und zu Identität ist unübersehbar geworden. Genannt sei für unseren Rahmen: Latour, Bruno, Das terrestrische Manifest, Berlin 2018; Lilla, Mark, Der Glanz der Vergangenheit, Zürich 2018; Plamper, Jan, Das neue Wir. Warum Migration dazugehört: Eine andere Geschichte der Deutschen, Frankfurt 2019; Schlink, Bernhard, Heimat als Utopie, Frankfurt 2000; Jäger, Jens, Heimat, in: Docupedia Zeitgesch. 9.11.2017, (http://docupedia.de/zg/Jaeger_heimat_v1_de_2017); Trinkwalder, Sina, Heimat muss man selber machen. Wie wir gemeinsam eine lebenswerte Gesellschaft schaffen, München 2020; Populärwissenschaftliche Arbeiten: Fischer, Ottfried, Heimat ist da, wo dir die Todesanzeigen etwas sagen, Berlin 2019; Wickert, Ulrich, Identifiziert euch! Warum wir ein neues Heimatgefühl brauchen, München 2019; dazu die zitierten Zeitungsartikel: Allmendinger, Jutta, Heimaten, in: Süddeutsche Zeitung (SZ) 188, (16.8.2019), 16; Latour, Bruno, Heimat. Was bedeutet sie uns? In: Die ZEIT 12, (14.3.2019), 49f.; Lilla, Mark, Zugehörigkeit braucht Grenzen, Die ZEIT 12, 2019, 41; Lilla, Mark, Das Scheitern der Identitätspolitik, in: Blätter für deutsche/internationale Politik, 2017, 1, 48ff.; Müller, Lothar, Nähe ist ein ferner Ort, SZ 26, (1.2.2018), 9; Prantl, Heribert, Heimat ade, SZ 115, (19.5.2019), 5; Wenders, Wim u.a., Einmal Heimat bitte, Die ZEIT 50, (3.12.2018), 41; Literatur zu Bremen: Elmshäuser, Konrad, Kloft, Hans, Hgg., Der Stadtstaat. Bremen als Paradigma, Bremen 2005, darin: Kloft, Hans, Der Stadtstaat, Herkunft – Prägung – Verpflichtung, 9–20, dort auch die Nachweise zu Hannah Arendt und Dolf Sternberger; Elmshäuser, Konrad, Stadtstaat im Wandel – Kontinuitäten und Brüche in Bremens historischer Identität, Bremen 2008; Kippenberg, Anton, Geschichten aus einer alten Hansestadt, Leipzig 1942; Tardel, Hermann, Bremen im Sprichwort, Reim und Volkslied, Bremen 1947; WFB, Die von der Wirtschaftsförderung Bremen im Jahre 2019 initiierte Aktion: »Die Identität der Hansestadt – Bremens DNA gesucht« ist abrufbar unter www.bremen.de/dna; Als

Zeitdokument aufschlussreich: Knittermeyer, Hinrich, Steilen, Diedrich, Hgg., Bremen, Lebenskreis einer Hansestadt, Bremen 1941;

Zu einzelnen Personen und Sachen: Zu Adalbert von Bremen die nüchterne Einschätzung von Hägermann, Dieter, Bremische Kirchengeschichte im Mittelalter, Bremen 2012, 95–112; zu den Bremer Baudenkmälern Stein, Rudolf, Forschungen zur Geschichte der Bau- und Kunstdenkmäler Bremens, (6 Bände). 1960–1967; zu den Heiligen Cosmas und Damiano, Bremische Kirchengeschichte im Mittelalter, Bremen 2012, 455–460; Rudloff, Ortwin, Gredje von Essen: Eine Bremer Hexe, in: von der Reformation bis zum 19. Jh., Bremen 2017, 145f.; Zu Johann Hemeling, Bremische Kirchengeschichte im Mittelalter, Bremen 2012, 213f., 454f., 461f.; Engelbracht, Gerda, »Denn bin ich unter das Jugenamt gekommen«, Bremer Jugendfürsorge und Heimerziehung 1933–1945, Bremen 2018; zu den Hexenprozessen Schwarzwälder, H., Die Geschichte des Zauber- und Hexenglaubens in Bremen, Bremisches Jahrbuch 46, 1959, 156–233, Bremisches Jahrbuch 47, 1961, 99–142; zu Toynbees Geschichtsphilosophie und ihre Rezeption, Anderle, Othmar, Die Toynbeekritik, Saeculum 9, 1958, 189ff.; zu Treitschkes Aufsatz, Unsere Aussichten, 1879, in dem Preußischen Jahrbüchern veröffentlicht, vgl. Volkov, Shulamit, Antisemitismus als kultureller Code, München 2000, 31ff.; zu Friedrich Wagenfeld, Schwarzwälder, Herbert, Das große Bremen Lexikon, Bremen 2002, 771f.; Zuckmayer, Karl, Des Teufels General, in: Ges. Werke III, Frankfurt 1960, 544f.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Bremer Vogelschau nach Süden 1588/89 (Kupferstich von Braun und Hogenberg 1598, Ausschnitt), Staatsarchiv Bremen
- Abb. 2: Reliquienschrein der Heiligen Cosmas und Damian; um 1400; ursprünglich im St. Petri Dom zu Bremen; heute in St. Michael, München, Aufnahme Anton Brandl, © St. Michael, München
- Abb. 3: Johann Smidt, Aufnahme Peter Heinitz
- Abb. 4: Hexenfolterung einer Delinquentin 1570 (nach einem Stich von Jan Luyken, vor 1712) (hexenprozesse.at), letzter Zugriff 15.9.2020
- Abb. 5: Carl Friedrich Borgward (CC BY-SA 2.0)
- Abb. 6: Arabella de Luxe von 1961 (CC BY-SA 2.0)
- Abb. 7: U-Boot-Bunker Valentin (Bremen-Rekum) (CC BY-SA 3.0)
- Abb. 8: August Kühne Haus von Max Dudler in Bremen, Aufnahme Peter Heinitz
- Abb. 9: Heinrich von Treitschke (1834–1896) (gemeinfrei)
- Abb. 10: Marktplatz, Rathaus und Nordturm des Domes, um 1850 (Gemälde von Friedrich Loos, 1853), Focke-Museum, Bremer Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte
- Abb. 11: Wappenstein vom Herdendorf (Focke-Museum, Bremer Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte) (Creative Commons Attribution ShareAlike 3.0 Unported. 2008-02-10, Till F. Teenck)
- Abb. 12: Gräber türkischer Mitbürger auf dem Osterholzer Friedhof in Bremen, Aufnahme Hans Kloft

Konrad Elmshäuser

Die Bremer Stadtmusikanten –

zum Verhältnis von Herkunft, Heimat und Identität in einem Märchenstoff

Das Märchen von den Bremer Stadtmusikanten erschien erstmals 1819 in der zweiten Auflage der Kinder- und Hausmärchen (KHM) der Brüder Grimm.¹ In Bremen gehört das 200 Jahre alte Märchen mittlerweile zur kulturellen DNA der Hansestadt, es gehört zu Bremens bekanntesten Symbolen und ist seine international bekannteste Marke. Noch vor Rathaus, Roland und Schlüssel sind die Stadtmusikanten im Ausland das Symbol, das mit Bremen zumeist in Verbindung gebracht wird.²

¹
Kinder- und Haus-Märchen der Brüder Grimm, Berlin 1819, Frontispiz und Titelblatt von Band 1 der zweiten, erweiterten Ausgabe. Sammlung Dieter Brand-Kruth

Aus bremischer Sicht scheint dieser Sachverhalt so selbstverständlich, dass es kaum der Hinterfragung wert erscheint, ab wann man von dieser symbiotischen Identität reden kann. Schaut man jedoch genauer hin, was es mit den Stadtmusikanten in Bremen auf sich hat, stellt man fest, dass ihre Anwesenheit als Identifikationsfiguren in ihrer »Heimatstadt« keineswegs 200 Jahre, sondern nur gut 100 Jahre bis zur Jahrhundertwende um 1900 zurückreicht.³



Die Stadtmusikanten konnten also Bremen nicht nur wie im Märchen erwähnt, nicht an einem Tag erreichen, sondern sie waren mehr als 80 Jahre unterwegs. Damit stellt der Märchenstoff ein mehrfaches Paradox dar: Im Märchen steht die Stadt Bremen zwar im Titel, sie wird von den Protagonisten aber nicht erreicht, ja, dem Märchen würde, wenn die Tiere in Bremen angekommen wären, sogar der erzählerische Höhepunkt genommen werden. Denn nur durch das Verfehlen ihres ursprünglichen Zielortes kamen die Tiere ja an ihr eigentliches Ziel: einen Platz zum selbstbestimmten Leben.

Doch beruhte die Ambivalenz zwischen Märchenstoff und Zielort auf Gegenseitigkeit. Es dauerte eine erhebliche Zeit, bis der Märchenstoff in Bremen als Element der städtischen Identität und des Heimatbewusstseins angenommen wurde. Danach verlief der Prozess der Aneignung hingegen so rasant und erfolgreich, dass es heute wirkt, als wären die vier Tiere niemals woanders als in Bremen verortet gewesen.

Die Stadtmusikanten sind daher unter heimatgeschichtlicher Perspektive ein vielschichtiger und spannender Gegenstand. Der Märchenstoff bietet mehr als alle anderen Märchen der Brüder Grimm durch seine Verbindung mit einer konkreten Stadt eine vordergründig lokale und heimatliche Verortung. Zugleich ist er aber im Kern eine Geschichte um die Entwurzelung und den Verlust von Heimat. In der Moral und der Essenz des Märchens geht es zugleich um die Gewinnung von Heimat – diese ist aber keineswegs räumlich, sondern vielmehr im Bloch'schen Sinne sozialutopisch verortet. Insofern lässt sich angelehnt an Blochs Prinzip Hoffnung durchaus sagen, im Märchen der Stadtmusikanten »entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat«.⁴

Es ist also sehr lohnend, den langen Weg der vier Tiere nach Bremen im 19. Jahrhundert und ihre dann zügig erfolgte Einbürgerung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch unter dem Aspekt der heimatgeschichtlichen Identität zu verfolgen. Zu untersuchen sind dabei zunächst die Verbindungen der KHM als Märchensammlung zu Bremen und die motivgeschichtlichen Hintergründe der Auswahl des Stoffes und seiner Verbindung mit Bremen. Dabei spielt zunächst von 1800–1819 neben den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm auch der spätere Bremer Bürgermeister Johann Smidt (1775–1857) eine wichtige Rolle. Für die Anfänge der Rezeption des Märchenmotivs in Bremen ist um 1900 ein heute weitgehend vergessener Künstler wichtig: Der Bremer Dichtermaler Arthur Fitger (1840–1909), dem die Initialzündung zur Stadtmusikanten-Rezeption in Bremen zu verdanken ist.

Die daran anschließende rasante Rezeptionsgeschichte in Bremen findet bis in die 1920er Jahre einen ersten Höhepunkt und hinterließ bereits damals zahlreiche Umsetzungen des Themas auch im öffentlichen Raum. In der unmittelbaren Nachkriegszeit markiert die Aufstellung des bekannten Denkmals

von Gerhard Marcks nach anfänglichen Schwierigkeiten den Übergang zum populären Massenphänomen, das bis heute immer neue Manifestationen hervorbringt und sich damit einer eindeutigen Einordnung oder gar detailliert chronologischen Darstellung weitgehend entzieht.

Das Märchen von den Bremer Stadtmusikanten hat der Stadt Bremen zu einem exklusiven Märchenstoff verholfen, auch wenn in dem Märchen selbst erzähltechnisch die Frage nicht beantwortet wird, ob sowohl die Stadt Bremen als auch der Beruf Stadtmusikant die in sie gesetzten Erwartungen erfüllt hätten.

Tatsächlich haben zwei Fragen immer wieder Forschung und Publikum bewegt. Warum eigentlich Bremen und warum Stadtmusikanten?⁵ Beide Fragen sind trotz vielfältiger Deutungs- und Forschungskontroversen relativ leicht zu beantworten: Im Zielort Bremen und im Beruf des Stadtmusikanten lässt der Grimm'sche Märchenstoff tatsächlich konkrete Vorstellungen anklingen, die im Oberweserraum – der Herkunftsregion des Märchens – um 1819 offenbar mit der Freien Hansestadt Bremen verbunden wurden. Die Verortung der Herkunft des Märchenstoffes aus dem Oberweserraum darf als unstrittig gelten, ergibt sie sich doch eindeutig aus den 1822 als Band 3 der 2. Auflage publizierten Anmerkungen zu den KHM. Sie belegen, von wem und woher mehrere leicht abweichende Erzählformen des Märchens übermittelt wurden. Dies war zum einen Dorothea Viehmann, die bekannte Gewährsperson der

2
Kinder- und Haus-Märchen
der Brüder Grimm, Berlin
1819, Frontispiz mit
Bildnis der Dorothea
Viehmann und Titelblatt
von Band 2 der 2., erwei-
terten Ausgabe

